Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 30 (1971)

Nachruf: Walter von Wartburg : 18. Mai 1888 - 15. August 1971
Autor: Gossen, Carl Theodor

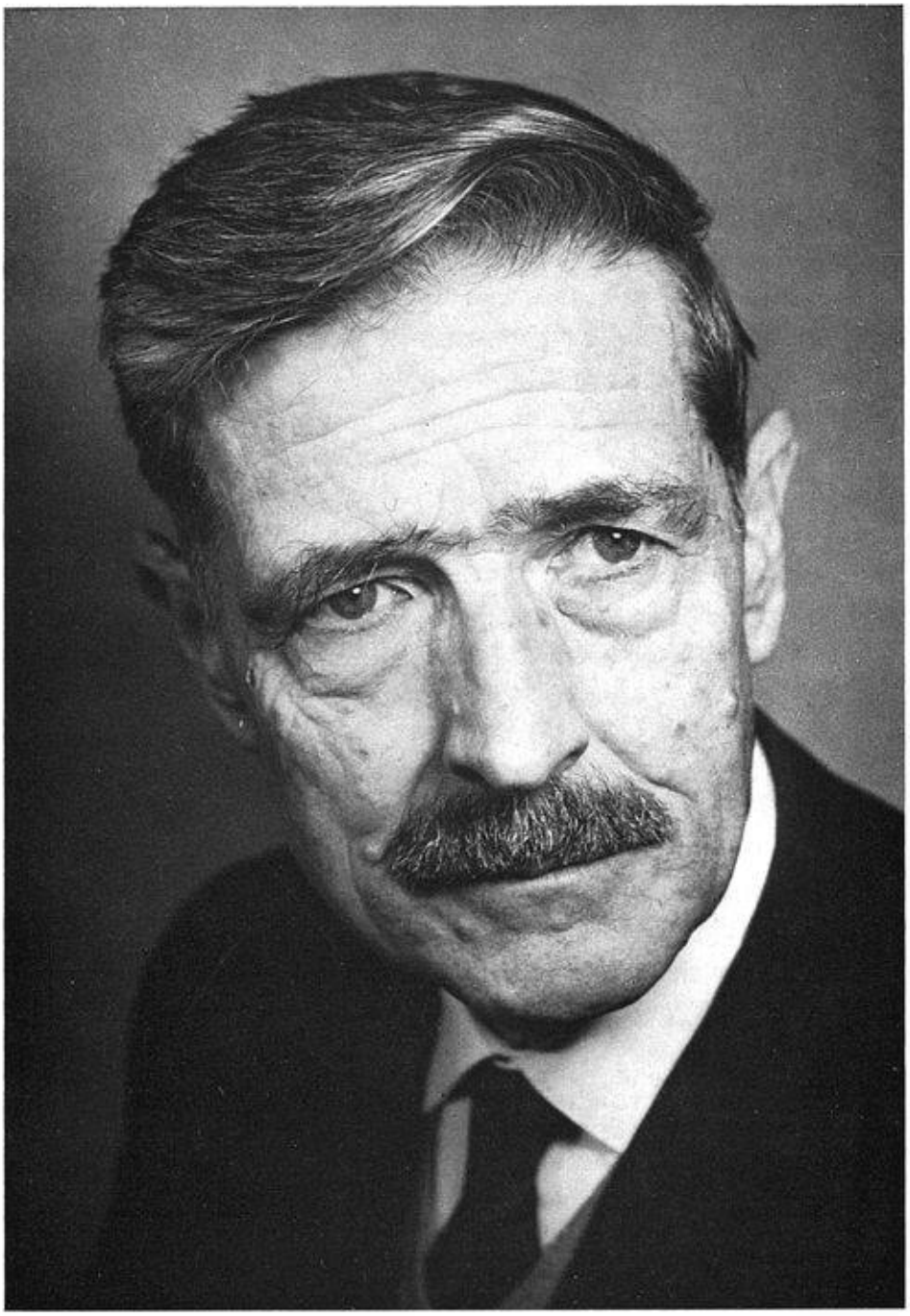
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



W. v. Wartburg

Walther von Wartburg

18. Mai 1888 – 15. August 1971

Mit Walther von Wartburg hat uns Schweizer Romanisten, die wir in der Zeit um den Ersten Weltkrieg geboren wurden, der letzte unserer großen Lehrer verlassen, ein Vertreter jener Romanistengeneration, die irgendwer einmal als die heroische bezeichnet hat. Über den Gelehrten und Menschen, über sein Leben und Werk ist bereits zu seinen Lebzeiten viel geschrieben worden[1]. Wir möchten uns deshalb, was seine Lebensdaten betrifft, auf wenige Marksteine beschränken, dafür anschließend versuchen, das Lebenswerk Wartburgs[2] in die größeren Zusammenhänge der Entwicklung der romanischen Sprachwissenschaft seit der Jahrhundertwende zu stellen.

Walther von Wartburg erblickte am 18. Mai 1888 als letztes von zehn Kindern in Riedholz bei Solothurn das Licht der Welt. Nach Absolvierung der Kantonsschule Solothurn, führten ihn seine Studienjahre nach Bern, Zürich, Florenz und Paris. Von 1910 bis 1911 übernahm er eine Stellvertretung in Chur, wo er sich neben 40 Wochenstunden auf das Doktorexamen vorbereitete, das er 1912 bei Louis Gauchat mit der Dissertation *Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen und Dialekten* (Hamburg 1912) ablegte. Im gleichen Jahr wurde er zum Hauptlehrer für Französisch und Italienisch an das Lehrerseminar Wettingen gewählt; 1919 wechselte er an die Kantonsschule Aarau über, wo er – im Jahre 1918 hatte er sich an der Universität Bern mit der Schrift *Zur Benennung des Schafes in den romanischen Sprachen* (Berlin 1918) habilitiert – bis zu seiner Berufung an die Universität Lausanne (1928) hauptamtlich wirkte. Es steht außer Zweifel, daß Wartburg dieser langjährigen pädagogischen Tätigkeit an der Mittel-

[1] So, beispielsweise, zu seinem 70. Geburtstag von KURT BALDINGER in *Forschungen und Fortschritte 32/5* (1958, 155–158), von ALWIN KUHN im Vorwort zur Festschrift *Etymologica*, die ihm bei dieser Gelegenheit gewidmet wurde (Tübingen 1958, p. V–IX), von GEORGES STRAKA anläßlich der Verleihung des Ehrendoktortitels der Universität Straßburg (*Brochure-Programme du Centre de Philologie et de Littératures romanes*, fasc. 11 [1966], 81–85). Cf. auch die Würdigung durch IORGU IORDAN in seiner *Einführung in die Geschichte und Methoden der romanischen Sprachwissenschaft*, Berlin 1962, p. 258–262. – Nach seinem Hinschied hat GEROLD HILTY den großen Forscher gewürdigt: *Walther von Wartburg zum Gedächtnis* (*Neue Zürcher Zeitung* vom 24.8.1971, Nr. 391, p. 23). Man vergleiche auch das von der Familie des Verstorbenen Ende 1971 herausgegebene *Gedenkheft*, in dem unter anderm die Trauerrede abgedruckt ist, die der Verfasser dieser Zeilen am 19. August 1971 anläßlich der Abdankungsfeier gehalten hat.

[2] Die Bibliographie Wartburgs findet sich zusammengestellt von KURT BALDINGER und ALFRED THIERBACH im Sammelband *Von Sprache und Mensch*, Bern 1956, p. 234–279, und von MARGARETHE HOFFERT in *Festschrift Walther von Wartburg zum 80. Geburtstag*, Tübingen 1968, 2. Bd., p. 549–558.

schule die hervorragende Fähigkeit verdankte, auch schwierige wissenschaftliche Probleme mit jener Einfachheit darzustellen, die den wahren Meister kennzeichnet. In Lausanne blieb er nur ein Semester und folgte 1929 einem ehrenvollen Ruf nach Leipzig. Die Leipziger Zeit (1929–1940), in der sich eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Germanisten Theodor Frings anbahnte, wurde durch wiederholte Gastvorlesungstrimester in Chicago unterbrochen. Der Zweite Weltkrieg bewog Wartburg, in seine Heimat zurückzukehren, wo man ihm in Basel die Nachfolge Ernst Tappolets anbot. Von Basel aus übernahm er es, 1947 während eines Gastsemesters an der Humboldt-Universität in Berlin die romanische Sprachwissenschaft wieder aufzubauen und ab 1948 das auf seine Anregung hin neugegründete Institut für Romanische Sprachwissenschaft an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zu leiten.

Die 31 Jahre währende Basler Periode im Schaffen Wartburgs ist vor allem gekennzeichnet durch die Ausarbeitung und Vollendung des *Französischen Etymologischen Wörterbuchs*, das – bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs begonnen – in der Leipziger Zeit die ersten drei Bände gezeitigt hatte. Nach der am 31. März 1959 erfolgten Emeritierung konnte sich Wartburg mit seiner ganzen, noch ungebrochenen Kraft dieser Aufgabe widmen bis zu dem Zeitpunkt, da ihm die Augen den Dienst versagten. «Wohl kaum ein Gelehrter hat je in gleichem Maße sein ganzes Leben in den Dienst einer großen Aufgabe gestellt und sich so mit einem Werk identifiziert wie Walther von Wartburg mit dem *FEW*» (Gerold Hilty). – Von 1935 bis 1957 war er Herausgeber der *Zeitschrift für Romanische Philologie* (nebst Beiheften), von 1929 bis 1938 der *Leipziger Romanistischen Studien*, von 1950 bis 1957 der *Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft* der Berliner Akademie, von 1946 bis 1969 der *Bibliotheca Romanica* (Francke, Bern).

Wartburgs Schaffen hat in der Welt reiche Anerkennung gefunden. Vier Universitäten ernannten ihn zum Ehrendoktor (Lausanne 1937, Leeds 1958, Brüssel 1962, Straßburg 1965), elf Akademien und fünf gelehrte Gesellschaften zu ihrem Mitglied[3]. Anläßlich des Romanistenkongresses in Barcelona von 1953, dessen Präsident er war, erhielt er La Gran Cruz de la Orden Civil de Alfonso X el Sabio, im Jahre 1963 von der Bundesrepublik Deutschland den Orden Pour le Mérite. Dankbar hat er all diese Ehrungen entgegengenommen; darob eitel zu werden, hätte seinem

[3] Sächsische Akademie der Wissenschaften (Leipzig, 1930), Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademien (Stockholm, 1943), Accademia della Crusca (Florenz, 1946), Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1947), Real Academia de Buenas Letras de Barcelona (1952), Suomalainen Tiedeakatemia (Helsinki, 1953), Koninklijke Nederlands Akademia van Wetenschappen (Amsterdam, 1954), Accademia Nazionale dei Lincei (Rom, 1959), Institut de France – Académie des Inscriptions et Belles Lettres (1964), Österreichische Akademie der Wissenschaften (Wien, 1965), The British Academy (London, 1965); Institut d'Estudis Catalans (Barcelona, 1921), Société de Linguistique de Paris (1922), Consejo Superior de Investigaciones Científicas (Madrid, vor 1953), Linguistic Society of America (1949), Le Felibrige (1956).

Wesen zutiefst widersprochen. Rigoroses Arbeitsethos und strenges Pflichtbewußtsein charakterisierten die markante Persönlichkeit Wartburgs, die um der Sache willen nie davor zurückschreckte, das als richtig Erkannte bis zum Ende zu vertreten; in unermüdlicher Hingabe an seine Aufgabe als Forscher vermochte er, über die Romanistik hinaus, der allgemeinen Sprachwissenschaft frische Impulse zu geben, neue ungeahnte Perspektiven zu eröffnen, um so der ungeheuren Komplexität der gestellten Probleme, wohl nicht endgültig, so doch annähernd gerecht zu werden. Den Blick auf die großen Zusammenhänge gerichtet, auf eine allumfassende Synthese zahlloser Detailfragen, ging Wartburg seinen wohl genialen, doch oft gewagten Gedankengängen in entschlossener Weise nach und zögerte nie, diese der Fachwelt zur Diskussion vorzulegen, womit er sich zwangsläufig einer unerbittlichen Kritik preisgab, die sich aber immer als notwendig, für die Wissenschaft fruchtbringend, herausstellte. Freundschaftliche Zustimmung oder aber achtungsvolle Gegnerschaft dienen letztlich über alle persönlichen Antinomien und Polaritäten hinweg immer wieder dem großen gemeinsamen Anliegen einer wissenschaftlichen, einer menschlichen Erkenntnis[4].

*

Im folgenden sei der Versuch gewagt, die Bedeutung des Werkes Walther von Wartburgs für den Fortschritt der Sprachwissenschaft in unserer Zeit darzustellen, wobei seine Gedankengänge im Vordergrund stehen sollen, nicht unsere Meinung dazu[5]. Daß bei diesem Vorhaben nicht sämtliche Werke Wartburgs zur Sprache kommen, versteht sich wohl von selbst.

a) Die Auseinandersetzung mit methodischen Fragen der Sprachwissenschaft. Theorie und Praxis

Wer ohne vorgefaßte Meinung an die Sprachwissenschaft herangeht, dem mag es natürlich erscheinen, daß man zuerst untersucht, wie das Werkzeug der Sprache funktioniert, bevor man nachforscht, wie und warum dieses Werkzeug sich im Laufe der Zeit verändert. Tatsächlich aber hat sich die wissenschaftliche, nicht normative Untersuchung der Sprache fast ein Jahrhundert lang praktisch auf die Probleme der Entwicklung beschränkt. In den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, ganz allgemein in den Kreisen der Junggrammatiker, «verstand man unter Sprachwissenschaft kurzweg nur deren historisch-vergleichenden Teil», eine synchronisch-deskriptive Betrachtung schien kaum Daseinsberechtigung zu haben, bis Ferdinand de Saussure in seinem *Cours de linguistique générale* eine wissenschaftlich berechtigte Gegenüberstellung beider Methoden postulierte durch die Zerlegung der

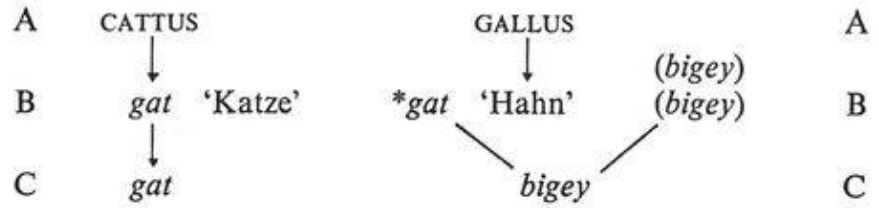
[4] Einige Formulierungen stammen von ALWIN KUHN (cf. N 1).

[5] Um den Text zu entlasten, gestatten wir uns, Zitate aus Wartburgs eigenen Werken in der Regel ohne Stellenhinweis anzuführen, wohl aber durch Anführungszeichen zu kennzeichnen.

Sprachwissenschaft in zwei Teile, einen dynamischen, also historischen oder diachronischen, der in scharfem Gegensatz zu einem statischen, deskriptiven oder synchronischen steht. Die als Achsensystem veranschaulichten zwei Betrachtungsweisen (A–B = Achse der Gleichzeitigkeit, B–C = Achse der zeitlichen Aufeinanderfolge) stehen folglich bei Saussure (als «rapports dans le temps et rapports dans le système») beziehungslos nebeneinander. Einzig die synchronische Methode wäre in der Lage, die Sprache als Gesamtentwicklung zu erfassen, während die diachronische Perspektive nur einzelne Ereignisse sehen lasse. Wartburg ist hier einen Schritt weitergegangen: in dem Ringen um eine organische Sprachbetrachtung, die schon Humboldt gefordert hatte, hat er die Einseitigkeit der Saussureschen Auffassung einer Trennung beider Methoden überwunden. Ausgehend von Saussure und Gilliéron verfaßte Wartburg 1931 einen programmatischen Aufsatz über *Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft* und wies nach, daß beide Betrachtungsweisen sich ergänzen, ja daß nur eine Verbindung beider einen umfassenden Einblick in das sprachliche Geschehen zu vermitteln imstande ist. Wartburg greift Gilliérons bekanntes Beispiel des in der Gaskogne stattgefundenen Ersatzes von *gat* durch *bigey* oder *azã* in der Bedeutung 'Hahn' auf, in einem Gebiet, wo das gleiche lautliche Ergebnis von GALLUS und CATTUS eine sprachliche Konfliktsituation heraufbeschworen hatte. Wartburg wirft Gilliéron vor, daß er nur den Mitteln, derer sich die Sprache zur Lösung dieses Konflikts bediente, nachspürt, nicht aber die Frage nach dem Ursprung, der historischen Problematik dieser witzigen Bezeichnung stellt, die nach Gilliéron erst unter dem Zwang der Verhältnisse, d.h. dem Druck der Homonymie, geschaffen worden wäre. Wartburg vermißt in der Erklärung die freie Schöpferkraft der Sprache, die neben den farblosen, nüchternen Bezeichnungen stets neue ausdrucks- und gefühlsstarke entstehen läßt, die im Moment einer gegebenen Zwangslage vom Sprachgebrauch als Normalwörter sanktioniert werden können. «Cette liberté de création ne pouvait se faire jour dans les travaux de Gilliéron, parce qu'il n'employait que les données de l'Atlas et les données de l'Atlas manifestaient et reflétaient seulement les nécessités de la langue.» Gleichsam als Entschuldigung für Gilliéron bringt Wartburg anläßlich des Straßburger Kolloquiums von 1957, an dem auch der vorstehende Satz geäußert wurde, das große Atlaswerk seines Lehrers vor, das auf Frageheften beruhend, einer Sammelmethode, «die alles Schwebende, Nichtrationale» ausschließt, nur einen Teil des Wortschatzes berücksichtigen konnte, «... les nombreux mots qui entourent chacune des notions qui apparaissent sur les Atlas ne figurent pas, ne peuvent pas figurer dans l'Atlas de Gilliéron». Machte Gilliéron in seinem Lebenswerk auch den ersten Schritt zur Überwindung der Saussureschen Antinomie, so bedurfte es eines zweiten Schrittes, den er, dem ganzen Wesen seiner Forschungen und seinen Anschauungen nach, überhaupt nicht tun konnte. Mit einer räumlich-sphärischen Sicht des lexikalischen Systems (das, zum Beispiel, die sog. «Trabantenwörter» miteinbezieht, die gleichsam als Satelliten

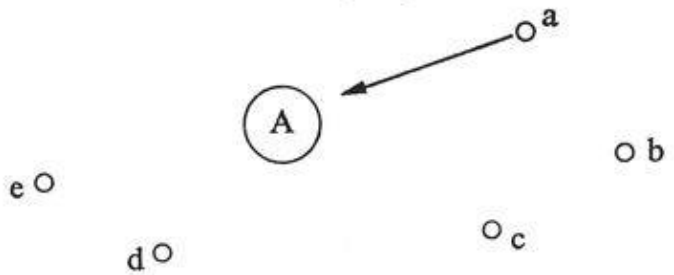
im Raum des Begriffs kreisen; cf. auch weiter unten) wollte Wartburg beweisen, daß die Sprache bzw. ihr Träger nicht unter Zwang, sondern aus der Fülle einer immerwährenden und nicht erst im Notfall sich aktivierenden Schöpferkraft heraus handelt. Er hat damit, so meint Alwin Kuhn[6], die Sprache «vor einem beengenden Determinismus bewahrt, ihr vielmehr, d.h. aber natürlich: ihrem Träger die freie Wahl und Entscheidung gesichert».

Kehren wir zu Gilliérons Beispiel zurück: Das eben schon als Wortwitz existierende, also affektive Synonym zu *gat*, der Vergleich des Hahns mit einem Dorfrichter, der im Dorf über Recht und Unrecht entscheidet, gleich wie der Hahn im Hühnerhof, brauchte wohl nicht die Zwangslage des lautlichen Zusammenfalls von GALLUS und CATTUS abzuwarten. Freilich erklärt sich der Ersatz eines untragbar gewordenen Wortes aus der jeweiligen Situation in einem bestimmten Zeitpunkt, aber gleichzeitig sollte der Sprachwissenschafter auch berücksichtigen, daß die Zeit vor dieser Krise die Mittel zu ihrer Lösung meist schon bereit hält oder wenigstens über sie verfügen kann. Wenn man so drei synchronische Querschnitte (A–A, B–B, C–C), zwischen denen zwei «Diachronien» liegen (A–B, B–C), für diesen Fall im Gaskognischen schematisch darstellen wollte, ergäbe sich folgendes Bild:



Der Ersatz von *gat* durch *bigey* ist deshalb möglich, weil dieses in der vorangehenden Zeit einmal als Wortwitz entstanden und unter die affektiven Wörter, die das Normalwort wie Trabanten umkreisen, eingereiht wurde. Darin liegt aber der kausale Zusammenhang zwischen der Diachronie A–B, die das Wort *bigey* als pittoreskes Synonym neben GALLUS 'Hahn' stellt, und der Synchronie B, deren Spannung *bigey* an die Stelle von GALLUS treten läßt.

Das Verhältnis eines Normalwortes zu seinen affektgeladenen oder burlesken Synonymen, die assoziativ und sachlich mit ihm verbunden einen semantischen Raum darstellen, versinnbildlichte Wartburg folgendermaßen:



[6] *Die romanischen Sprachen*, Bern 1951, p. 24.

a, b, c, d, e ... wären, zum Beispiel, für schriftsprachliches *jambe* die im Pariser Volksfranzösisch auftretenden Varianten wie *gigue, guibole, flûte, patte, flubard* ... (*fuseau* würde schon einem benachbarten semantischen Gebiet angehören), oder für das Verbum *travailler* Ausdrücke wie *turbiner, trimer, piocher, bûcher, boulonner* ...

Wartburg, der immer wieder mit Bewunderung und Verehrung von Gilliéron sprach, stellte also neben den in der Sprache unleugbar wirksamen Zwang die Freiheit des schöpferischen Geistes und führte so über seinen Lehrer hinaus. «Denn wie der mensch, so ist auch die sprache nur mit einem teil ihrer gesamtheit jener naturhaften gesetzlichkeit unterworfen. Mit einem andern teil ragt sie ins gebiet des freien geistigen lebens hinein, wo die sprache stets neu geschöpft wird.»

Die synchronische Betrachtung, so wie Saussure sie postulierte, erschöpft sich unter Mißachtung zeitlicher Vorgänge in der Beschreibung struktureller sprachlicher Gegebenheiten. Sie erweist sich ohnmächtig, will man zu einem tiefgründigen Verstehen sprachlicher Phänomene gelangen, das das Warum neben einem wohl primären Wie beachten will. Eine Erklärung wird deshalb nur durch Heranziehung der Diachronie gewährleistet werden können. Diese Auffassung Wartburgs entspricht jenem Ideal wissenschaftlicher Sprachbehandlung, demgemäß «Seiendes als Gewordenes erfaßt und damit erklärt» werden soll. Im Gegensatz zur bisherigen historischen Sprachforschung, die die Phänomene als solche in ihrem Wandel von Epoche zu Epoche verfolgte, soll sich diese Sprachbetrachtung nicht auf die Phänomene an sich beziehen, sondern vielmehr die Art und Weise, wie das sprachliche Ganze zu einem gewissen Zeitpunkt aufgebaut und gegliedert ist, mit dessen Aufbau und Gliederung zu einem andern Zeitpunkt vergleichen. Ziel muß sein, «die Gesamtstruktur einer Sprache in ihrem allmählichen Umwandlungsprozeß zu verfolgen. Dermaßen wird die Sprachwissenschaft in einer neuen Phase ihrer Entwicklung zur Strukturgeschichte». Nicht mehr Wörter als Individuen, sondern ein sprachliches System soll in seiner historischen Entwicklung durch die Zeiten verfolgt werden, eine Forderung, die auch Amado Alonso stellte[7].

Wir möchten nun kurz auf Wartburgs *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft* eingehen. Auf Grund eines sehr geschickt gewählten Anschauungsmaterials, das hauptsächlich den romanischen Sprachen entnommen ist, werden hier alle Fragenkomplexe beleuchtet, die im Vordergrund allgemein sprachwissenschaftlichen Interesses stehen. Die sechs (ursprünglich nur fünf) Hauptabschnitte umfassen eine Einleitung, welche die Erörterung des Verhältnisses von Sprache und Rede, von Synchronie und Diachronie enthält, Fragen, die im Lauf der Arbeit wieder aufgegriffen werden, einen geschichtlichen Abschnitt, der die Sprache in ihrer Entwicklung verfolgt, und zwei Kapitel, die das Abhängigkeitsverhältnis von Sprache und Stil einerseits, von Sprache und Volk anderseits zum Gegenstand haben. –

[7] *Estudios lingüísticos*, Madrid 1951, p. 286 s.

Die Sprache charakterisiert Wartburg als soziales Faktum, als ein «in sich geschlossenes Ausdruckssystem, das virtuell in der Gesamtheit der Individuen lebt». Er leugnet dabei jeden fundamentalen Gegensatz zwischen «Natur- und Kultursprache», so wie ihn Hermann Paul und Saussure gesehen haben. Jede Sprache ist als soziale Erscheinung den Einflüssen, die den sozialen Aufbau eines betreffenden Volksganzen bestimmen, unterworfen. Unterschiede zwischen Volks- und Kultursprache sind graduelle, niemals aber Wesensunterschiede. Als faktisch realisierte Wirklichkeit ist Sprache an das Individuum gebunden, aktualisiert sich also durch einen konkreten Sprechakt in der Rede. Wartburg geht sodann auf die Saussuresche Zweiteilung in langue und parole ein. Sie repräsentiert in seinen Augen das Wechselverhältnis zwischen objektivem und individuellem Geist: «Die Individuen sind die lebenden, aber wechselnden Träger des gemeinsamen Geistes und umgekehrt ist der gemeinsame Geist das tragende Element der individuellen Spontaneität und Schöpferkraft.»

Im Abschnitt über «Die Sprache und ihre Entwicklung» behandelt Wartburg den Lautwandel und seine Ursachen, morphologische Probleme, Wortbildung und Syntax, Fragen des Wortschatzes in seiner ständigen organischen Erneuerung, Gemein- und Gruppensprache. Von allgemein sprachwissenschaftlichem Interesse ist die Erörterung der «Motivierung der Wörter», wobei Wartburg drei Kategorien unterscheidet: nämlich Wörter, die (im Bewußtsein des Gegenwartsmenschen) lautlich direkt motiviert sind, also onomatopoetische Bildungen, wie fr. *coucou, claquer, clopiner* usw., dann solche, die etymologisch (also indirekt) motiviert sind, d.h. durch ihren Bezug auf ein anderes Wort, z.B. dt. *sich bäumen*, it. *inalberarsi*, fr. *clocher*, und endlich Wörter, die ihre Bedeutung der Tradition verdanken (also «signes arbitraires»), wie dt. *Baum*, fr. *boiter*. Das Hauptanliegen Wartburgs ist aber erneut die von ihm verfochtene Notwendigkeit einer Synthese aus historischer und deskriptiver Sprachbetrachtung, seine aus der Lexikologie und der Syntax inspirierte Lieblingsidee, die er dann auch auf die Phonologie anwandte. Anhand eines überzeugenden Beispiels erbringt er den Beweis, daß das statische System und die historischen Voraussetzungen einander in jedem Punkt der Sprachentwicklung bedingen, so daß eine Kluft, wie sie Saussure zwischen Synchronie und Diachronie errichtet hat, wohl nicht vorhanden sein kann: die streng festgelegte neufranzösische Wortfolge ist die Konsequenz der altfranzösischen Kasusreduktion. Identität von Nominativ und Akkusativ bewirkten, daß in dem Satz *le roi aime le peuple* Subjekt und Objekt einzig und allein durch die Stellung im Satzganzen unterschieden werden können; doch erklärt diese Tatsache nicht, warum auch *riait le roi* heute unmöglich ist, wo doch die Gefahr einer Verwechslung ausgeschlossen scheint. Ein Blick auf den Zustand des Französischen in anderen Zeitpunkten ergibt nun, daß im 12. Jahrhundert die Stellung sehr frei, im 15. und 16. Jahrhundert die Wortfolge *riait le roi*, da sie zu keinen Mißverständnissen Anlaß gab, durchaus noch gebräuchlich war. Warum

es allerdings nicht bei dieser relativen Freiheit bis heute geblieben ist, dafür kann die Erklärung des lautlichen Zusammenfalls von Nominativ und Akkusativ nicht ausreichen. Die Erstarrung der französischen Wortfolge in der Formel Subjekt–Verbum–Objekt muß nach Wartburg in zwei getrennten Phasen erfolgt sein. In der ersten Phase, der ersten «Diachronie», macht der Verlust der Deklination die Folge S–V–O für einen Teil der Sätze obligatorisch. In der zweiten Phase aber dehnt die Sprache diese Wortfolge ohne äußere Notwendigkeit auf alle Sätze aus, indem sie einer neuen Tendenz des Französischen nach Vereinheitlichung der Ausdrucksmittel nachgibt. Nur die Feststellung dessen, was in den beiden Zeiträumen (13. bis 15. Jh., 16. bis 17. Jh.) vorgegangen ist, vermag eine befriedigende Erklärung für die heute geltenden Verhältnisse zu geben[8].

Das Kapitel «Sprache und Stil», das in die 2. Auflage (1962) eingefügt wurde, stammt – wie auch der Abschnitt II/2d über «Phonetik und Phonologie» – aus der Feder Stephan Ullmanns. Es enthält die Geschichte der modernen Stilistik[9], die ja «nicht eigentlich ein Zweig der Sprachwissenschaft, sondern eine Parallelwissenschaft ist, die dieselben Probleme, aber von einem andern Gesichtspunkt aus, betrachtet». Ullmanns Darstellung fügt sich so organisch in diejenige Wartburgs in den ursprünglichen Kapiteln ein, daß der Leser den Autorenwechsel kaum bemerkt. Es entsprach durchaus Wartburgs Denkweise, daß die Stilistik sowohl auf die literarische Kritik als auch auf die Linguistik einen nutzbringenden Einfluß ausüben kann, gerade weil sie den humanistischen Gehalt der letzteren in dem Augenblick zu verstärken vermag, «wo gewisse Kreise die Sprachwissenschaft in Richtung auf einen fruchtlosen Formalismus orientieren möchten».

Es bleibt noch die Erörterung eines letzten Punktes: Zu einer ganzheitlichen Erfassung der Sprache, einem besseren Verständnis ihrer Entwicklung, kann man nur gelangen, wenn man die sprachliche Deutung mit soziologischer Betrachtungsweise und sprachphilosophischer Fragestellung in Verbindung bringt. Die Ursache für die Veränderung der Sprache ist nicht immer ein «mechanisches muß», sie liegt in der Mentalität eines Volkes, im «Sprachgeist» begründet. Die Geschichte der Sprache ist verwoben mit der Kulturgeschichte, sie muß als ein Teil von ihr verstanden werden. Dieser Auffassung, die besonders von den «Idealisten» zur letzten Konsequenz geführt wurde, steht Wartburg nahe, wenn er in *ZRPh. 40* (1920), p. 509, meint, «Frankreichs Kultur» sei «der einzige oder der bedeutendste Versuch, die sprach-

[8] Wartburgs Auffassungen fanden Ablehnung bei den Anhängern des Saussureschen Prinzips, so bei BERTIL MALMBERG in *RF 58/59* (1947), besonders p. 166ss., warme Zustimmung bei Romanisten anderer Observanz. So schrieb HEINRICH LAUSBERG in *RF 60* (1948), p. 296 N 6, Wartburg habe «die Sprachwissenschaft aus der Sterilität des geradezu sektiererisch-eigensinnigen Saussureschen Veto befreit».

[9] Cf. zuletzt die Auseinandersetzungen von ALBERT HENRY mit diesem schillernden Begriff in seinem Vortrag anläßlich des 13. Romanistenkongresses (1971) in Québec, der in den hoffentlich bald erscheinenden Kongreßakten abgedruckt werden wird.

lichen Veränderungen mit und aus der allgemeinen Kulturströmung zu verstehen». Zum Unterschied von Voßler und seiner Schule trachtet Wartburg weniger, die phänomenologische Spiegelung von Kultur in der Sprache als eine kausale Verflochtenheit von Sprachlichem und Kulturellem hervorzuheben. Man könnte sagen, Wartburg nehme eine Stellung zwischen Positivisten und Idealisten ein, indem er erkannte, daß man Sprache in Verbindung mit anderen sozialen Gegebenheiten studieren müsse, in vitalem Zusammenhang mit der Gesellschaft, mit dem Menschen, der sie geschaffen und ständigen Veränderungen unterworfen hat. Daher auch der symptomatische Titel der 1956 erschienenen Aufsatzsammlung *Von Sprache und Mensch*. Damit schließt sich der Kreis der Wartburgschen Gedankenführung, denn die Sprache in Verbindung mit der Gesellschaft zu studieren, heißt ja nichts anderes, als ihre Entwicklung durch die Geschichte hindurch zu verfolgen.

Mit Erfolg hat Wartburg die Verbindung von synchronischer und diachronischer Methode in seinem Buch *Evolution et structure de la langue française* angewandt. In dieser Sprachgeschichte, die ihrer Inspiration nach Voßlers Spuren folgt, lösen sich synchronisch-statische Kapitel und diachronisch-dynamische ab; Struktur und Entwicklung dieser Struktur verbinden sich zu einem Sprachganzen, zu einem in sich geschlossenen System, das kulturgeschichtliches Gepräge aufweist. Trotz einiger evidenter Parallelen zu Voßler, wie zum Beispiel das bestechende Bild der zeitlichen Perspektive im französischen Satz, deren Entwicklung mit jener der Perspektive in der Malerei in Korrelation gebracht wird, decken sich die Zielsetzungen der beiden Forscher nicht ganz; Wartburg wollte nicht die Entwicklung von Sprache und Kultur darstellen, ihm ging es um die Entwicklung der Sprache, die ihre eigene Gesetzlichkeit besitzt, allerdings hineingestellt in den Rahmen der Kulturgeschichte. Er formuliert sein Anliegen im Vorwort folgendermaßen: «Nous avons insisté particulièrement sur les rapports entre l'évolution morale, politique, sociale, littéraire de la nation et les tendances générales qui régissent la vie de la langue française; mais nous n'avons jamais perdu de vue notre principal sujet et nous avons eu soin de ne pas laisser oublier que la langue obéit aussi à ses propres tendances et que ses phénomènes portent leur explication avant tout en eux-mêmes.» Am unmittelbarsten spiegelt sich der Wandel der Dinge und der Ideen im Wortschatz wider, in den Wörtern, die die Sprache neu schafft, die sie umbildet, deren semantischen Wert sie verändert, in Wörtern, die sie aus fremden Sprachen als Lehngut übernimmt und in solchen, die sie aus irgendeinem Grund untergehen läßt. Aus einer sehr genauen Kenntnis des französischen Wortschatzes in seiner zeitlichen, räumlichen und sozialen Schichtung, wie sie nur die jahrzehntelange Arbeit am *FEW* vermitteln konnte, sind die Abschnitte über den Wortschatz entstanden, die zweifellos zu den wertvollsten Teilen des Buches zählen, ob es sich um die Charakteristik fremder Kultureinflüsse durch Reliktwörter und Lehnwörter aus dem Griechischen und Gallischen, Burgundischen und Fränkischen usw. handelt, oder um

die Gesamtcharakteristik des Wortschatzes einzelner Perioden, um Bemerkungen über den Wortschatz einzelner Autoren, einzelner sozialer Schichten oder um prinzipielle Bemerkungen über das Verhältnis des lateinischen zum Substratwort. Die pädagogisch wirksame Kürze und Klarheit der Darstellung beweist, daß Wartburg den Blick für die großen Linien besaß; alles Nebensächliche, so interessant und verlockend seine Behandlung auch gewesen wäre, verbannte er rigoros aus diesem Werk. Daß die Kürze auch ihre Gefahren birgt und daß diese Tatsache widerspruchsvolle Stimmen laut werden ließ, liegt auf der Hand. Das eine oder andere Problem erscheint wohl in zu schematischer Vereinfachung. So sah Gamillscheg[10] in Wartburgs Versuch ein im wesentlichen völlig danebengeratenes Unterfangen, das allen modernen Kenntnissen Hohn spreche. In polemischem Ton erörterte Gamillscheg die sicher schwachen Punkte des Buches; andere Kritiker anerkannten aber voll und ganz die großartige Konzeption dieser «Fahrt des sprachlichen Struktursystems durch die Zeit». Wartburg bestimmte dieses Werk seiner Grundausrichtung nach für Nichteingeweihte, für die «gens cultivés», bei denen ein genaueres Eingehen auf Detailprobleme und Fragen von größerer sprachwissenschaftlicher Tragweite nur den Eindruck einer qualvollen Verwirrung hinterlassen hätte. Aus dieser Perspektive erklären sich auch oft beabsichtigte Vergröberungen oder Einseitigkeiten, ja vielleicht sogar Zerrbilder, deren Wartburg sich sehr wohl bewußt war, denen er zwangsläufig durch sein primäres Anliegen, große organische Zusammenhänge darzustellen, also eine Synthese aus all den vorhandenen Einzelfakten zu gewinnen, zum Opfer fiel.

b) Entstehen und Werden der romanischen Sprachen

Wartburg hat sich mehrfach mit diesem Fragenkomplex auseinandergesetzt und in sehr eigenwilliger Weise Lösungsversuche gewagt. So hat er in der Studie *Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume* (erstmals in *ZRPh. 56* [1936], 1–48, dann in erweiterter Form als Buch, Bern 1950) das dornenreiche Problem der Herausbildung der romanischen Sprachen als Konsequenz ihrer Auseinandersetzung mit dem Germanentum ins Auge gefaßt. Mag Wartburg auch keine befriedigende endgültige Lösung gelungen sein, so muß dieser Versuch einer Deutung der großen interromanischen Zusammenhänge – und zwar anhand lautlicher Kriterien – doch als ein besonders wichtiger Markstein in der Geschichte des Problems gewertet werden. Seine diesbezüglichen Thesen gehören allerdings zu dem Teil seiner Forschung, der am heftigsten – und wohl auch am berechtigtsten – die Kritik herausgefordert hat. In den letzten drei Jahrzehnten bröckelte Stück um Stück von dem von ihm errichteten

[10] *ZFSL 63* (1940), 479–500.

Ideengebäude ab. Der Kerngedanke der «Germanen-Theorie» Wartburgs – wir lassen die übrigen im Buch enthaltenen Gedanken hier beiseite – kann kurz folgendermaßen umrissen werden. Das Römische Reich wurde, wenn auch der Keim der Zersetzung in ihm selber lag, doch erst durch den massiven Einbruch der germanischen Völkerschaften in seinen Grundfesten erschüttert. Sprachlich gesehen, hätte die durch diese Invasionen herbeigeführte politische Neuordnung die Aufspaltung der Galloromania zur Folge gehabt mit der allmählichen Herausbildung des Französischen im Norden, des Okzitanischen im Süden und des Frankoprovenzalischen im mittleren Osten. Vor allem der Vokalismus des Französischen wäre betroffen worden: und zwar infolge der stärkeren Umgestaltung der lateinischen Tonvokale in freier Stellung nördlich der Loirelinie, wo germanische Artikulationsgewohnheiten eine besondere Längung der Vokale, als Voraussetzung für die Diphthongierung, bewirkt hätten.

Wartburg übertrug diese These auf Italien, wo der Vorstoß der Langobarden bis nach Benevent durch eine ähnliche Differenzierung der Tonvokale die alte Apenninengrenze zwischen Bologna und Florenz verwischt hätte; das langobardische Superstrat hätte sich also parallel zum fränkischen bzw. burgundischen ausgewirkt. Diese Darlegungen wurden sofort angefochten; neben anderen, die Bedenken äußerten, hat besonders Friedrich Schürr[11] seine Stimme gegen die neuartige Erklärung der romanischen Diphthongierung erhoben, vor allem was Italien betrifft. Schürr machte Wartburg den Vorwurf, das Phänomen der bedingten Diphthongierung im Gegensatz zur sog. spontanen nicht genügend berücksichtigt zu haben. Jenes wirkt in Italien im Sinne einer Harmonisierung: der offene Vokal der Tonsilbe paßt sich einem *ī* oder *ŭ* der Folgesilbe insofern an, als er stärker geschlossen wird und dann diphthongiert (cf. südit. PEDEM > *pedə* – *PEDI > *piedə*, HOMO > *omə* – *HOMINI > *uomenə*). Schürr legte als überzeugendstes Argument für die Unabhängigkeit der italienischen Diphthongierung vom langobardischen Superstrat die Tatsache vor, daß gerade das am dichtesten von Langobarden besiedelte Oberitalien auf weiten Strecken die Diphthongierung in freier Stellung überhaupt nicht kennt. Andererseits hat das lange Zeit gegen das «langobardische» Ober- und Mittelitalien hermetisch abgeschlossene Exarchat von Ravenna (also die Romagna) nach der bedingten eine sekundäre Diphthongierung aller noch erhaltenen einfachen Vokale in freier Silbe (einschließlich betontem *a* und stellenweise sogar *i* und *u*) entfaltet. Ähnlich verhalten sich die Mundarten der Abruzzen und Apuliens, die vom langobardischen Einfluß zum Teil lange unberührt blieben, wogegen die langobardische Kolonie Benevent nur *ié* und *uó* durch *-ī* und *-ŭ* bedingt kennt. – Zudem findet sich die Längung der Tonvokale in Gebieten der Romania, auf die Germanen nie den Fuß gesetzt haben. Außerdem ist die Feststellung Wartburgs, die Langobarden

[11] Zuerst *RF 50* (1936), 317–326, und in allen späteren Arbeiten dieses Forschers.

hätten eine wirkliche Sprachgrenze zwischen Bologna und Florenz verhindert, unwahrscheinlich, nach Schürr sogar widersinnig, denn gerade der Apenninenkamm war durch mehr als zwei Jahrhunderte eine stark befestigte Hauptscheidelinie zwischem dem langobardischen und dem byzantinischen Italien, und zwar um die Mitte des 8. Jahrhunderts noch in der Ausdehnung vom Quellgebiet des Panaro bis zur Bocca Trabaria.

Nach diesen Erwägungen ermißt der kritische Betrachter die Relativität der so bestechend anmutenden Theorie Wartburgs. So berechtigt die Annahme ist, das Germanentum in Gallien habe deutliche Spuren in der phonetischen Struktur – und auch anderswo – des Galloromanischen hinterlassen, so kühn war der Versuch, einen Parallelismus mit Italien herzustellen. Obwohl Wartburg seine Ansichten manchmal in allzu kategorischem Ton vortrug, war es sich selbst sehr wohl der Grenzen dieser Studie bewußt, wenn er im Vorwort betonte, seine Deutung enthalte manches subjektive Moment und vieles könne auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Er hoffe aber – so fügte er hinzu –, «daß die Diskussion manches von dem herausstellen werde, was er unerörtert lassen müsse». Diese Hoffnung ist in Erfüllung gegangen.

Wartburg ist seiner Theorie treu geblieben[12]; sie taucht immer wieder in Vorträgen und Aufsätzen auf und vor allem in seinem Buch *Die Entstehung der romanischen Völker* (1939, ²1951). Auch hier geht es um die Frage nach der Entstehung der romanischen Sprachen in ihrer Vielgestaltigkeit aus der kulturellen und sprachlichen Einheit des Lateins heraus. Auf grund historischer Einzeltatsachen in enger Verbindung mit linguistischen Äußerungen entwirft Wartburg den «gewaltigen Umschmelzungsprozeß des Völkerchaos um das westliche Mittelmeer», indem er den Weg verfolgt, der von Roms Aufstieg und der Romanisierung des Reiches über den Zerfall der römischen Macht zur entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Rom und den Germanen führte. Er begnügte sich dabei nicht mit dem bloßen Aneinanderreihen von Details verschiedener Sprachzustände, er machte vielmehr den kühnen Versuch einer kausalen Verknüpfung der vielfältigen sprachlichen Erscheinungen, die er der Interpretation der Gesamtentwicklung zugrundelegte. Seine großzügige und übergreifende Gedankenführung trug ihm auch hier den Vorwurf einer vereinfachenden Schematisierung ein, der aber im Hinblick auf die *Ausgliederung*, der eine ergänzende Funktion zukommt, wenig gerechtfertigt erscheint. Das Verdienst Wartburgs liegt sicher wiederum in seiner großen einheitlichen Schau der Dinge, in der fesselnden Darstellung der kulturpolitischen und sprachlichen Vorgänge, die jenen «welthistorischen Prozeß» widerspiegeln, der zur Konstellation der heutigen Romania führte. Freilich kann dieses Werk letztlich auch nur als Entwurf einer

[12] Noch in seiner letzten Lebenszeit äußerte er einmal zu seiner Sekretärin, Margarethe Hoffert, der Tag werde kommen, an dem die Forschung die Richtigkeit seiner Ideen einsehen werde.

Synthese gewertet werden, die noch ihrer Vollendung harrt; wie der Autor selbst betont, «will das vorliegende Buch denn auch bloß die Problematik dieses Prozesses in seinen großen Umrissen hervortreten lassen».

Besonders die «Burgunder-These», die Wartburg schon in der *Ausgliederung*, vor allem aber in seinem Aufsatz *Zum Problem des Frankoprovenzalischen* (in: *Von Sprache und Mensch*, p. 127–158) – in dem er sich einerseits mit Helmut Stimm, anderseits mit seinem Kritiker Bengt Hasselrot auseinandersetzt – aufgestellt hatte, erregte starke Bedenken. Wartburg war der Überzeugung, daß die Eigenart des Frankoprovenzalischen durch die Einheit der alt-burgundischen Besiedlung zu erklären sei. «Der wesentliche Schritt zur Schaffung dieses Raumes war gegeben mit der burgundischen Landnahme.» Wartburg operiert hier sowohl mit lautlichen als auch mit lexikalischen Argumenten[13]. Die jüngsten Diskussionen dieser Thematik anläßlich des «Colloque de dialectologie francoprovençale» von 1969 durch Ernest Schüle, der die Phonetik, den Wortschatz und die Toponomastik unter die Lupe nimmt, und durch Gerold Hilty, der sich auf Probleme der beiden ersteren Disziplinen beschränkt[14], haben die Schwächen der Beweisführung Wartburgs klar erwiesen.

c) Das Französische Etymologische Wörterbuch

«Histoire du *FEW* – histoire de ma vie.» Zunächst ein Wort über die Entstehungsgeschichte des Werkes, die Wartburg am Straßburger Kolloquium von 1957 selbst vortrug. Nach der Publikation des ersten Faszikels des *REW* Meyer-Lübkes reifte in Jud und Wartburg der Plan eines neuen derartigen, die ganze Romania umfassenden Wörterbuchs. In der Verteilung der Rollen für die Abfassung dieses Werks kam man zu folgender Entscheidung: beide Forscher sollten sich mit den Quellen des Allgemeinromanischen auseinandersetzen, Jud würde seine Studien vor allem dem Italienischen und Rätoromanischen, Wartburg dem Galloromanischen zuwenden. Doch die Verwirklichung dieses Plans scheiterte aus drei Gründen: erstens war er zu weit gefaßt, zweitens erwuchsen Meinungsverschiedenheiten in bezug auf Gilliérons Auffassungen, die Jud weitgehend billigte, Wartburg jedoch aus den oben erwähnten Erwägungen auch in ihrer Darstellungsweise revidieren wollte. Der dritte Grund hängt mit dem ersten zusammen, dem ungeheuren Vorhaben der Konzipierung eines gesamtromanischen Wörterbuchs, das die spezifischen Fragen im innern Aufbau und der Entwicklung einer jeden einzelnen Sprache zwangsläufig verwischt hätte, in dessen Weitschweifigkeit diese sogar untergegangen wären: «... tandis que, en se

[13] Zu diesen letzteren cf. den Aufsatz *Das burgundische Superstrat im frankoprovenzalischen Wortschatz, ZRPh. 80* (1964), 1–14.

[14] Cf. *Actes*, Neuchâtel 1971, p. 27–55.

consacrant à un seul de ces groupes linguistiques, il était possible de dégager nettement les problèmes qui se posent.» So folgte die Trennung der beiden Gelehrten, aus deren Schaffen einerseits vorbildliche Studien Juds zu Wortproblemen hervorgingen, die Wartburg als «splendides et inégalables études de mots particuliers spéciaux» bezeichnete, sowie in Zusammenarbeit mit Jaberg der *AIS*, anderseits das *FEW* Wartburgs.

Das *FEW*, das sein Verfasser dem «großen realisten» Meyer-Lübke und der «übermächtigen persönlichkeit» Gilliérons widmete, darf wohl als eines der größten unter der Leitung eines Einzelnen entstandenen lexikalischen Werke bezeichnet werden, vielleicht als eines der bedeutendsten Werke auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften überhaupt. «Walther von Wartburg hat es in einem Wettlauf mit dem Tode» vollendet. «In gewissem Sinne ist das Werk heute abgeschlossen: In 20 Bänden werden auf mehr als 14000 Seiten alle galloromanischen Wörter und Formen dargestellt und besprochen, die von einer bekannten Grundlage herstammen, sei diese nun lateinisch, griechisch, keltisch oder sonst vorromanisch, germanisch, orientalisch oder was auch immer. Daß es in dem ungeheuren gesammelten Material auch viele Wörter und Formen gab, die sich einer sicheren Erklärung entzogen, ist selbstverständlich. Die *Materialien unbekannten oder unsicheren Ursprungs* hat Walther von Wartburg von jeher in begrifflicher Gliederung herausgeben wollen. Er hat dazu mit Rudolf Hallig ein eigenes *Begriffssystem als Grundlage für die Lexikographie* ausgearbeitet. Nach diesem Ordnungsschema gegliedert, sollten die genannten Materialien in drei Bänden publiziert werden. Zwei davon (21 und 23) sind heute veröffentlicht, und der dritte (22) muß nur noch bereinigt werden. In diesem Sinne hat Walther von Wartburg die Vollendung seines Lebenswerkes erlebt» (Gerold Hilty).

Das *FEW* beruht auf der Erkenntnis, daß man das Sprachganze, das « innere Leben einer großen Sprache und all ihrer Nebenformen» nur erfassen kann, wenn man aus einer möglichst genauen Kenntnis des lebendigen Sprachgutes, sowohl der Schriftsprache, als auch der Mundarten auf grund von historischen und biologischen Gegebenheiten alle Kräfte und Beziehungen aufspürt, die der Sprache innewohnen und ihr ein besonderes Gepräge verleihen. Das *FEW* ist also gedacht als eine Darstellung des gesamten galloromanischen Wortschatzes. Alle Sprachphasen von den ältesten Texten bis zur Moderne, alle Sprachschichten vom Argot zum Dialekt und zur Diktion der Akademie werden in einem unvergleichlich reichen Material dargeboten. Jedes Wort, jede Bedeutungsentwicklung wird nach der Zeit und nach den Gründen ihrer Entstehung und ihres Bestehens genau umschrieben, soweit dies die Quellen erkennen lassen, und ebenso wird das Gebiet, auf dem sie leben oder gelebt haben, nach Möglichkeit genau umgrenzt. Gemäß dieser, im Vorwort zum 1. Band ausgesprochenen Zielsetzung bedeutet der Begriff der Etymologie nicht Herkunft, sondern Geschichte eines Wortes, dessen Schicksal im Rahmen der Wortfamilie in all seinen formalen und semantischen Verflechtungen bis in die heutigen Mundarten hinein

verfolgt wird. Das *FEW* ist wesentlich sprachhistorisch konzipiert: «Etymologie ne veut pas dire un point lointain dans le passé; étymologie veut dire histoire du mot.» Wartburg, der in der Tradition der Schweizer Sprachgeographie stand, hat ihre wichtigste Besonderheit, nämlich die Berücksichtigung des historischen Elements gegenüber dem geographischen so weit in den Vordergrund treten lassen, daß von einem Vorherrschen des geographischen Gesichtspunktes über den historischen keine Rede sein kann. Das *FEW* ließ Wartburg in die großen geschichtlichen Zusammenhänge der romanischen Sprachen und Völker eindringen, für ihn ist – wie bereits weiter oben betont – die Geschichte des Wortes mit der des Menschen untrennbar verbunden, als dessen «teilausdruck» zu verstehen. Und deshalb ist das *FEW* selbst mehr als ein galloromanisches Wörterbuch: jeder *FEW*-Artikel gleicht einer Art sprach- und kulturhistorischer Synthese, wird zu einer Monographie des jeweiligen Wortes, in der sich der Blick zu einer gesamtromanischen, ja oft europäischen Schau weitet. Ergänzende Aufsätze, wie die Studie *Los nombres de los días de la semana* (und ihre Neubearbeitung in französischer Sprache in *Von Sprache und Mensch*, p. 45ss.) oder *Die griechische Kolonisation in Südgallien und ihre sprachlichen Zeugen im Westromanischen* (*ZRPh. 68* [1952], 1–48, umgearbeitete und vermehrte Neufassung in *Von Sprache und Mensch*, p. 61ss.) bezeichnete Wartburg als Entwürfe einer vielleicht einmal das *FEW* abschließenden Geschichte des galloromanischen Wortschatzes; sie wäre die Krönung seines Werkes geworden, die Wartburg nicht mehr realisiert hat, was er wohl ahnte, als er diese Aufsätze als «échantillons d'une histoire du vocabulaire que je ne ferai plus» bezeichnete. Dieser Plan einer abschließenden Gruppierung des im *FEW* enthaltenen Wortschatzes wäre das höchste Ziel, die Verwirklichung von Wartburgs sprachwissenschaftlichen Theorien gewesen: eine großartige onomasiologische Synthese von Synchronie und Diachronie in einer Strukturgeschichte des Gesamtwortschatzes, die nicht die Wortfamilie, sondern den Begriff als Einheit wählt und damit über die Wortfamilie hinausgehend das Sprachgut «in seiner begrifflichen Gliederung durch den Ablauf der Zeiten verfolgt».

Einer Liste von 2500 Begriffen entsprechend ordnete Wartburg das von 1910 bis 1918 aus Mundartwörterbüchern gesammelte Material, das er nach Herkunft und Geschichte untersuchte. Die Abfassung begann 1921; 1922 erschien der erste Faszikel. Im Anschluß an das *REW* und die Arbeiten Gilliérons lag eine dialektologische Konzeption zugrunde. Bald jedoch sah Wartburg in seinem ursprünglichen Plan, die französische Schriftsprache insofern außer Acht zu lassen, als er sich diesbezüglich mit einem Verweis auf den *Dictionnaire Général* und auf Littré begnügen wollte, einen großen Fehler. Er bemerkte, wie ungenügend die beiden Werke über die veralteten Wörter orientieren, über Filiation und Chronologie der Bedeutungen sowie über die Vitalität gewisser Bezeichnungen: «ma conception du *FEW* était insoutenable, il fallait revenir sur mes pas et m'occuper aussi du français». Die nächstliegende Aufgabe bestand nun darin, die großen Wörterbücher seit dem 16. Jahrhundert

durchzuarbeiten; und tatsächlich, in dem Maße als die Schriftsprache gleichsam aus dem Schatten der Mundarten heraustrat, eröffneten sich neue und unerwartete Perspektiven für die Wortgeschichte. Zahlreich sind, beispielsweise, die Wörter, die sich heute nur noch in diesem oder jenem Dialekt finden und zu deren Datierung die Aufzeichnungen der Lexikographen des 17. und 18. Jahrhunderts in bezug auf das Schriftfranzösische fast unerläßlich scheinen. Wie oft war es nun möglich, mundartliche Wörter, die vorher ohne plausible Erklärung in der Luft hingen, mit der Schriftsprache der französischen Klassik in Verbindung zu bringen. So kam Wartburg von seinem ursprünglich rein dialektologisch konzipierten Wörterbuch ab und bezog vom dritten Band des *FEW* an auch den schriftfranzösischen Wortschatz mit ein. Auf Grund dieses Fortschritts – Lausberg nannte ihn « littérarisation progressive du *FEW*» – wurde das Werk ein philologisches Hilfsmittel auch für die Schriftsprache.

Und nun zu einer anderen Frage, dem Gliederungsprinzip des Wörterbuchs. Die Redaktion erfolgte herkömmlich in alphabetischer Reihenfolge der Etyma, zugrunde liegt aber ein Begriffssystem, nach dem Wartburg seine Untersuchungen vornahm. Er traf eine Einteilung entweder nach semantischen Gruppen (so behandelte er, zum Beispiel, Ausdrücke wie *tordre, tourner* und *virer* nebeneinander) oder nach der äußerlich evidenten Verwandtschaft mehrer Ausdrücke (z. B. COMPREHENDERE und PREHENDERE). Jedem Leser ist die Anordnung eines *FEW*-Artikels bekannt: «die abschließende sprach- und kulturgeschichtliche Darstellung und die Diskussion der bisherigen etymologischen Vorschläge runden die Studie, die jeder einzelne Artikel in sich darstellt, ab und machen ihn zu einem in sich geschlossenen Opus»[15]. Natürlich ergaben sich oft Schwierigkeiten in der sinngemäßen Eingliederung zahlreicher einer gleichen oder ähnlichen Sphäre angehörender Wörter, besonders in formaler Hinsicht. Nicht selten war der Verfasser bei der Entdeckung von Fehleinreihungen der Verzweiflung nahe. Sie sind ein unvermeidliches Übel, und jeder Benützer des *FEW* wird auf solche, von Wartburg nicht entdeckte Fehleinreihungen, Wiederholungen und Doppelspurigkeiten gelegentlich gestoßen sein. Ob einer solchen Feststellung billige Schlüsse auf die Gesamtqualität des Werkes zu ziehen, wäre jedoch ebenso verfehlt wie ungerecht.

Ein weiteres Problem stellte die Aufnahme neuer Materialien dar, sei es aus eben erschienenen Mundartwörterbüchern oder Monographien, oder aus erst in jüngerer Zeit publizierten Ausgaben mittelalterlicher Texte. Wartburg sah sich von der schier ungeheuren Aufgabe dieser permanenten Auswertungsarbeit übermannt, so daß diese oft von seinen Mitarbeitern besorgt wurde. Das neu gesammelte Material kam dann den noch nicht publizierten Teilen des *FEW* zugute.

[15] A. KUHN, *op.cit.*, p. 320.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Das *FEW* ist nicht nur ein Kraftdokument im Großen – darüber sind sich alle Kritiker einig –, es ist auch ein Zeugnis der Treue im Kleinen. Das trotz eines, in Größe und Zusammensetzung oft wechselnden Mitarbeiterkreises bis in die letzten Einzelheiten und Kleinigkeiten vom Geist seines Autors getragene Werk ist die wortgeprägte Geistesgeschichte der Galloromania. Wartburg gab den Romanisten damit ein Arbeitsinstrument in die Hand, um das sie alle Nachbardisziplinen beneiden können.

Basel *Carl Theodor Gossen*